

UMSCHAU

Die „Stimmen der Zeit“ nach dem Ersten Weltkrieg

Zu einer neuen Dissertation

Die Bedeutung einer katholisch geprägten Kulturzeitschrift, die – abgesehen von den Jahren 1941 bis 1946 – über ein Jahrhundert lang regelmäßig, wenn auch zeitweise unter beträchtlichen Schwierigkeiten, erscheint, läßt sich zunächst nur erahnen. Ein zutreffenderer Eindruck ergibt sich erst aus einer eingehenden Analyse sowie aus der Berücksichtigung der jeweiligen historischen Umstände; diese Prüfung kann sich dann zu einem begründeten Gesamtbild verdichten. Für die „Stimmen der Zeit“ (StdZ) – bis 1914 „Stimmen aus Maria Laach“ – beschränkte sich eine solche Übersicht bislang auf den Rahmen persönlicher Erinnerungen oder summarischer Zusammenfassungen, wie es etwa H. Krose in seinem auch heute noch wertvollen Bericht „Entstehung und erste Jahrzehnte der ‚Stimmen aus Maria Laach‘“ versuchte (Mitteilungen aus den dt. Provinzen der Ges. Jesu, Bd. 16, 1946/48, Nr. 111 [1947] 299–313).

Um so begrüßenswerter ist die Initiative des Franzosen Bernard Bonnery, der jetzt seine Straßburger Dissertation über „Die katholischen Zeitschriften ‚Stimmen der Zeit‘ und ‚Literarischer Handweiser‘ in Deutschland von 1918 bis 1925“ vorlegt¹. Wie der Autor erklärt, arbeitete er zuvor über „Westermanns Monatshefte“ (I) und wollte diesen germanistischen und zeitungswissenschaftlichen Beginn in einer Analyse des „Neuen Merkur“ weiterführen. Eine neuere Monographie zwang ihn jedoch, das jetzige Thema zu wählen. Er begründet es mit dem Hinweis, die StdZ seien heute die älteste Kulturzeitschrift der Bundesrepublik, und das sei für den „Literarischen Handweiser“, der seit 1862 erschien, im Augenblick seiner Einstellung 1931 ebenfalls so gewesen (2). Solche Dauer garantiert, daß sich in einer Zeitschrift etwas von

den geistigen Bewegungen spiegele und nicht nur ein genau anzugebender Zweck. Die Einschränkung auf die Periode zwischen 1918 und 1925 wird damit gerechtfertigt, daß sie neben der schon reichlich behandelten Zeit des Nationalsozialismus die interessanteste in der deutschen Geschichte dieses Jahrhunderts sei. Die Niederlage im Ersten Weltkrieg und die politisch-soziale Konsolidierung Deutschlands nach Hindenburgs Wahl zum Reichspräsidenten markierten gültige Bezugspunkte (3).

Wahl und Abgrenzung des Themas werden in einer kurzen allgemeinen Einleitung (1–9) begründet. Im ersten Teil bringt die Studie dann ein „Porträt der ‚Stimmen der Zeit‘“ (10–112), im zweiten Teil ein „Porträt des ‚Literarischen Handweisers‘“ (113–229). Es schließt sich eine Bestimmung der Rolle beider Zeitschriften innerhalb des deutschen Katholizismus der Jahre 1918–1925 an (230–282) sowie eine kürzere Zusammenfassung der Arbeit (283–290). Beigegeben sind eine Bibliographie, ein Personen- und ein Sachregister.

Wenn die folgenden Bemerkungen im wesentlichen dem Teil über die StdZ gelten, dann nicht nur wegen des hier verständlichen besonderen Interesses. Es meldet sich darin ebenfalls eine Reserve an – ohne daß sie weiter ausgeführt werden soll – gegen die gemeinsame Untersuchung von zwei so unterschiedlichen Blättern: einerseits ein literarisch orientiertes Besprechungsorgan, in dem eine Fülle verschiedener Mitarbeiter aus dem ganzen deutschen Sprachraum über Neuerscheinungen referieren, andererseits eine allgemeine Kulturzeitschrift, die mit eigenständigen thematischen Beiträgen unmittelbar im geistigen Leben zu Gehör kommen möchte und dabei von einer gemeinsam lebenden Gruppe redigiert wird.

Das Porträt der StdZ setzt mit einem Abriß der Geschichte der Zeitschrift ein (10–19). Als entscheidende Quelle dient der Beitrag von H. Krose, dessen Formulierung des ursprünglichen Ziels Bonnery fast wörtlich folgt: „Darstellung des übernatürlichen Lebens der Kirche und dessen Herleitung aus der Offenbarung sowie die Darstellung und Verteidigung der kirchlichen Grundsätze und Einrichtungen . . . in einer nicht für Fachgelehrte, sondern für Gebildete allgemein verständlichen Form“ (10). In der weiteren Zeichnung des Programms unterscheidet sich Bonnery insofern von Krose, als er auf den Wortlaut des ursprünglichen Plans von 1864 zurückgreifen will (veröffentlicht in: Mitt. aus den dt. Provinzen, Bd. 13, 1932/35, Nr. 102 [1934] 268 bis 275). Nach ihm nämlich zitiert er die für die neue Zeitschrift vorgesehenen „Rubriken“ (10 f.). Nun bietet dieses Dokument aber noch einen zweiten Teil „Gegenstände“, in dem die Interessengebiete aufgezählt sind. Diese Liste verdeutlicht erst, worum es den Gründern der StdZ zu tun war. Bonnery erwähnt diesen Teil nicht einmal, obwohl Krose gerade diese Punkte herausstreicht. Die Sachbereiche für die künftige Zeitschrift erklären, daß der erste Teil „Rubriken“ eigentlich nur mögliche Publikationsformen nennt: wissenschaftliche Abhandlung, Rezension, beschreibende oder kritische Studie, Notizen, Nachrichten usw., dagegen über die geistige Linie nichts aussagt. So kann die Aufführung der „Rubriken“, wie Bonnery sie bringt, keinen zutreffenden Eindruck von den Absichten und vom Selbstverständnis am Beginn der Zeitschrift vermitteln. Dazu hätte unbedingt der entscheidendere und wichtigere Teil „Gegenstände“ vorgestellt werden müssen. Das hier als Konzeption und Plan Vorgelegte verkürzt die Gründungsüberlegungen um das entscheidende Stück und erweist sich angesichts der tatsächlichen Geschichte der Zeitschrift als irreführendes Vorzeichen. Das wäre vermeidbar gewesen.

In der folgenden Übersicht über die Schicksale der StdZ ist dann das Gewicht von Kulturkampf und Exil – die Redaktion wurde durch das Jesuitengesetz von 1872 aus Deutschland vertrieben und konnte erst 1914

zurückkehren – nicht wirklich berücksichtigt und gewertet. Tatsächlich wirkte sich diese Erfahrung beinahe zwangsläufig noch auf die Arbeit nach dem Ersten Weltkrieg aus. Das gilt ähnlich für die Krise um die StdZ im Zusammenhang mit dem Gewerkschaftsstreit und der Öffnung des „Zentrums“, die von Krose ausführlich dargestellt ist. Bonnery berücksichtigt sie gar nicht, obwohl sie auch für das spätere Verhältnis von Redakteuren und Mitarbeitern zum politischen Katholizismus wichtige Aufschlüsse gibt.

Offensichtlich erreicht Bonnery mit der Darstellung der Zeitschrift in dem von ihm vorgesehenen Zeitraum ein ihm vertrautes Arbeitsfeld. Die statistischen Übersichten dieser Seiten (21–30) geben nützliche Einblicke in die äußere Entwicklung der Zeitschrift in den Nachkriegsjahren. Größe, Umfang, Aufmachung, die auch heute noch üblichen Publikationsformen – Artikel, Umschaubeiträge, Rezensionen – werden ebenso dargestellt wie die Entwicklung der Abonnentenzahlen und der Preise.

Das Kapitel über die Mitarbeiter (31–44) sammelt im wesentlichen Personalnotizen. In den Einzelangaben sind sie nicht immer zuverlässig, in der Charakterisierung häufig tendenziös. Eine Reihe von Mitarbeitern soll im untersuchten Zeitraum nur geringe Bedeutung für die StdZ gehabt haben. Man findet darunter erstaunlicherweise auch die Namen E. Przywara und A. Stockmann (40), die Bonnery später mit am häufigsten zitiert.

Die entscheidende Mitte der Untersuchung verdeutlicht sich zweifellos erst in den beiden Hauptkapiteln: „Die politische Linie der StdZ“ (45–74) und: „Die StdZ und die Literatur“ (74–102). Schon der Umfang läßt das erkennen. Es handelt sich um zusammenfassende Darstellungen, in deren Beurteilung zum Tragen kommt, daß Ansatz und Absicht der Zeitschrift zu Beginn nicht richtig erfaßt sind. Die Frage nach der politischen Linie verrät an dieser Stelle den fremden Raster. Konkret spiegelt er linksgerichtete französische Erwartungen der letzten Jahre auf eine Wirklichkeit zurück, die nicht nur in ihren Gegebenheiten, sondern auch in ihren An-

schauungen anderen Maßstäben gehorchte. Jedenfalls wird dieses Denken weder der deutschen Sozialdemokratie nach dem Ersten Weltkrieg noch dem damaligen Katholizismus noch dem Geistesleben dieser Zeit gerecht. Das wirkt sich überdies in einer Reihe von Behauptungen aus, die unbegründet bleiben.

Sehen wir einmal davon ab, daß die *StdZ* weder absichtlich noch faktisch etwas waren, das man ein politisches Parteiblatt nennen könnte, sondern eben eine Hilfe zu vertiefter religiöser, christlicher, katholischer Geistigkeit. Dann bleibt dennoch die Behauptung, zwischen der Zeitschrift und dem „Zentrum“ hätte ein „accord tacite“ (61) bestanden und sie habe alle Initiativen dieser Partei publizistisch unterstützt (vgl. 250 f.), zu erklären und vor allem zu belegen. Grundeinstellung der Zeitschrift scheint Bonnery etwa das „Nationalgefühl“ (46) zu sein, da ist der „Nationalismus“ (47) und auch der Ruf nach dem starken Mann (50) nicht mehr weit, obwohl die angeführten Belege aus den *StdZ* gerade das Gegenteil bezeugen, wenn etwa M. Pri-billa schon 1922 ausdrücklich gegen den Ruf nach dem starken Mann Stellung nimmt (69). In der Zusammenfassung heißt es, die *StdZ* hätten, von Ausnahmen abgesehen, die „Idee des Rufs nach einem starken Mann“, die zum Zusammenbruch der Weimarer Republik geführt habe, nicht verbreitet; „aber sie fuhren fort, die Autorität und den Gehorsam als zwei erstrangige Grundlagen der Gesellschaft zu betrachten“ (288).

Merkwürdig mutet die Darstellung an, wo sie auf die soziale Frage zu sprechen kommt. Vor allem entgeht ihr völlig die Geschichte katholischen Bemühens um die Arbeiter, wenn sie einfach behauptet, die deutschen Katholiken hätten die Arbeiter zu lange als vornehmlich den Sozialdemokraten reserviertes Feld angesehen (65). Schließlich geht Bonnery noch auf die Haltung der *StdZ* zum Papst – hier Benedikt XV. – ein. Sie wird in dem Schlußurteil zusammengefaßt: „L'adoration des *StdZ* pour le pape est pratiquement inconditionnelle“ (72), ohne daß die angeführten Urteile der *StdZ* über das Verhalten Papst Benedikts XV. solch eine Aussage zulassen.

Die Stellungnahmen zu Fragen der Literatur betrachtet Bonnery hauptsächlich unter politischen Kategorien. Selbst wer mit den Grundpositionen der Literaturkritik in den *StdZ* damals nicht einverstanden ist, wird das grundsätzliche Recht, aufgrund einer lebendigen Überzeugung Literatur zu beurteilen, vor allem dann nicht in Frage stellen können, wenn er selbst politisch-ideologische Maßstäbe anlegt. So ist die Frage nach der Einstellung zum Pazifismus (80) oder jene nach der Haltung zum anschwellenden Antisemitismus (97) nicht gerade ein spezifisch literaturkritisches Element und im Rahmen der Zeit betrachtet auch kein Mittel, eindeutig über „progressiv“ oder „reaktionär“ zu entscheiden. Wie weit einzelne Aufsätze und Kurzzitate wirklich die durchgängige Meinung eines Autors oder gar die Linie der Zeitschrift belegen, wird kaum jemals näher untersucht, was angesichts der entscheidenden Rolle des persönlichen Urteils in der Wertung von Literatur auffällt.

Daß in den *StdZ* eine Vorliebe für die Romantik und eine Reserve gegen die Klassik lebendig waren, daß von daher neue Versuche wie Expressionismus (80–86) oder Dadaismus, aber auch die „katholische“ Literatur (91 bis 99) gesehen und eingeordnet wurden, ist schon als Tatsache aufschlußreich. Und es führte bei verschiedenen Mitarbeitern zu der ausdrücklichen Forderung einer Literaturkritik, die auf intensiver Lektüre beruht, den Mut zur eigenen Meinung hat (101), nicht Parteikriterien, auch nicht katholischen, verpflichtet ist (102) und sich nach dem Vorbild der Romantiker zunächst philologisch-literarhistorisch (102) orientiert. Das wird registriert, aber im gleichen Moment aufgehoben durch den kommentierenden Zusatz: „Das klingt gut, aber in Wahrheit stimmt es sehr wenig mit der in den *StdZ* praktizierten katholischen Kritik überein“ (102). Dieses Beispiel ist typisch. Es führt uns zu einer auffälligen Zweigleisigkeit, die sich durch diese Arbeit zieht.

Durch den Kommentar wird nämlich immer wieder die Tendenz der referierten Beobachtungen umgekehrt, den Autoren wird nicht abgenommen, was sie sagen. Vielmehr wird ihnen vorgeworfen, sich bequem aus der Af-

färe gezogen (62), manövriert (63) oder um ein Problem herumgeredet zu haben (64). Neben dem Vorwurf intellektueller Taschenspielertricks („tours de passe-passe intellectuel“) (79, 102) wirkt dann die Feststellung verbaler Kraftmeierei („critique musclée“) (84) noch harmlos. Solche Nebenbemerkungen sind kein Einzelfall. Sie verdichten sich zum Vorwurf „elitären Denkens“ (58 f., 103, 290), das letztlich reinem Machtstreben entspringe (104, 290). Diese generellen, schwerwiegenden Anschuldigungen hätten nicht als bloße Behauptungen stehenbleiben dürfen, sondern hätten belegt werden müssen; so geben sie nur Klischees wieder.

Aufschlußreich ist hier besonders der Abschnitt „Katholischer Antisemitismus“ (279 bis 282). Alles, was sich zu diesem Thema aus den entsprechenden Bänden herausholen läßt, erweist, daß die StdZ keinen Beitrag in dieser Richtung geliefert haben. Aber, so heißt es

weiter, „der Antisemitismus erhält ihre mehr oder weniger stillschweigende Zustimmung“ (280). Beweis: ein Artikel aus dem „Hochland“ und die Zeitschrift „Das kommende Geschlecht“. Zwar wird am Schluß noch einmal die „relative Mäßigung“ (282) der StdZ in diesem Punkt zugestanden, doch nur, um die allgemeine Behauptung zu bestätigen.

So knapp die vorstehenden Beobachtungen auch ausfielen, sie dürften für ein Urteil über die Arbeit genügen. Die tatsächliche Rolle der StdZ – auch für den Katholizismus der Jahre 1918 bis 1925 – bleibt zu erarbeiten; sie steht jetzt noch deutlicher als Aufgabe im Raum.

Karl H. Neufeld SJ

¹ Bernard Bonnery, Les revues catholiques „Stimmen der Zeit“ et „Literarischer Handweiser“ dans l'Allemagne de 1918 à 1925. Frankfurt: Lang 1978. 315 S. (Publications Universitaires Européennes. 1/253.) Kart.

Religion – Mystik – Wissenschaft

Während Ernst Troeltsch (1865–1923) bei Philosophen, Historikern und Sozialwissenschaftlern schnell hohes Ansehen gewann und noch heute als bahnbrechend für neue Forschungsrichtungen angesehen wird, gehörte es in der Theologie, seinem eigentlichen Arbeitsfeld, bis in die Gegenwart hinein fast zum guten Ton, sich von ihm und seinen Ideen zu distanzieren, ihn als den „großen Aporetiker der liberalen Theologie“ zu bezeichnen, in seiner theologischen Entwicklung ein allmähliches „Vergehen seiner christlich-theologischen Überzeugung“, ja eine „Selbstaufgabe seines Denkens“ zu erblicken. Weil Troeltsch von seinem theologischen Lehrstuhl in Heidelberg an die philosophische Fakultät in Berlin wechselte, galt er weithin als „gescheiterter Theologe“. Begriffe wie „liberale Theologie“, „Kulturprotestantismus“, „religionsgeschichtliche Schule“ wurden zu pauschalen Verdikten, mit denen die von Karl Barth inspirierte neue Theologengeneration die Vorkriegstheologie, allen voran Ernst Troeltsch, bedachte und abtun wollte.

Erst in den letzten Jahrzehnten ist hier ein gewisser Umschwung erfolgt. Die Theologie besinnt sich in kritischer Fragestellung gegenüber Barth und seiner theologischen Konzeption auf Themen, die für Troeltsch und seine Zeit im Zentrum standen: der Wahrheitsgehalt der Religion, die religiöse Erfahrung, die Geschichte als Fundament des Glaubens und der Theologie. Namen wie Paul Tillich und Wolfhart Pannenberg kennzeichnen diese Neubesinnung der theologischen Arbeit. Hier wird aufs neue an dem Thema gearbeitet, das die Bemühungen Troeltschs bestimmte, nämlich aus der Geschichte Normen zu gewinnen, auf denen sich heute in einer vom geschichtlichen Denken geprägten Welt und Wissenschaft eine verantwortete Theologie aufbauen läßt.

So begrüßt man es dankbar, daß in einer neu erschienenen Studie, der theologischen Dissertation von K.-E. Apfelbacher bei Heinrich Fries, Troeltschs Religionsphilosophie thematisiert wird¹. Nach einem kürzeren ersten Teil, der Troeltschs Biographie und seinen